FEST

ERATE IST
MITTEL DES
TSMANNES

NA

Wegen auf!
Quell?
Pfeife vom 7. dieses
von 3.50 Mk. an, die
abgeholt werden. 10%
billigsten Preisen.
Kreienfeld.
Bismarckstraße 27.

fe

Muster . . 0.35
eine Dessins 0.75
. . . . . 0.95
best. Qual. 1.25
gute Qual. 0.65
. . . . . 1.75
nicht. Farben 0.95
Farben . . 1.75

Herabgesetzt

Seltene Wasservögel

Von M. Struve.

Diejenigen, die zum ersten Male die deutsche Nord- und Ostseeküste besuchen, sehen mit Bewunderung auf den ungeheuren Reichtum und die große Mannigfaltigkeit der Vogelwelt. Die Vögel bilden eine vortreffliche Belebung für das Meer. In merkwürdiger Weise paßt sich die Vogelwelt, die auf dem Meere oder an seinen Küsten lebt, den Lebensbedingungen an.

Gilt auf weitem Meere für den Vogel die Notwendigkeit, als Stoßtaucher sein Dasein zu fristen, so bietet sich an den Küsten eine andere Gelegenheit für diese Tiere, ihren Hunger zu stillen. Das Meer wirft viel Genießbares an den Strand, und nach Abzug des Wassers bei Ebbe ist die Tafel für viele gefiederte Gäste reich gedeckt. Auch der Fischreichtum ist an manchen Küstenplätzen viel größer als auf hoher See. Je mehr sich die Vögel durch besondere Einrichtungen ihres Körpers oder ihrer Lebensgewohnheiten von einander unterscheiden, um so mehr treten sie als Nahrungserwerber außer Wettbewerb. Was für den einen Schnabel nicht paßt, dient dem anderen. So können wir denn in dem Vogelleben der Küsten zahlreiche Vogelarten beobachten, die wie die Möwen im Besitz eines vorzüglich entwickelten Flugvermögens sind, u. solche, die dieses letztere fast gänzlich aufgegeben haben und nur noch den Geschäften des Schwimmens und Tauchens obliegen. Zwischen diesen beiden Extremen finden sich bei den Meeresvögeln die verschiedensten Uebergänge.

Wer mit einem Schiffe einen Hafen verläßt, wird mit Freuden zusehen, wie sich dem Fahrzeug ein Schwarm von Möwen und anderen Wasservögeln zugesellt und es nicht verläßt. Wenn gar ein Weltfahrer auf den Fluten des Ozeans treibt, umkreisen weit draußen Sturmvögel, Albatros und Fregattvogel das Schiff. Nur von dem Fregattvogel an Schnelligkeit, nicht aber an Ausdauer übertroffen, schwebt der Albatros über das unbegrenzte Meer, ohne zu ermüden. Bei ihm wird der Tierkörper förmlich zum Luftballon, der hoch oben von der Luft getragen wird. Die Natur hat sie vorzüglich für ihre Lebensweise als Hochseebewohner ausgestattet. Abgesehen von der erstaunlichen Muskelkraft und dem Bau der Flügel und Schwingen, ist ihr Körper mit einer Art von Luftsäcken ausgestattet, die sich von der Lunge aus mit Luft füllen lassen und auf diese Weise das spezifische Gewicht des Vogelkörpers herabsetzen. Die in fast alle Körperteile bis in die Spulen der großen Schwungfedern eindringende Luft befähigt die Vögel, mit Leichtigkeit zu fliegen, und die größeren unter ihnen, oft stundenlang bewegungslos in der Luft zu schweben.

Ein vorzüglicher Flieger wie der Albatros ist der Fregattvogel. Ihm aber geht die Schwimmfähigkeit fast gänzlich ab. Nicht in dem gleichen Maße sind die Möwen als Luftsegler begabt, aber dennoch gute Flieger. Sie benutzen ihre Fluggewandtheit häufig, um auf den Wogen auszuruhen; einzelne von ihnen schwimmen sogar schlafend.

Wie ganz anders ist das Bild bei den Pinguinen, Alken und Lummen! Die Beine der Pinguine sind sehr weit nach hinten gestellt und äußerst kurz, sodaß der Körper beim Sitzen aufrecht getragen werden muß. Ihre Flügel sind zu fast federlosen Flossen umgewandelt und dienen nur für die Bewegung im Wasser, wobei der Körper tief in die Flut hinein reicht und fast nur Hals und Kopf über der Oberfläche sichtbar bleiben, während die kurzen Füße als Steuerruder nach hinten gestellt werden. Ihre Jungen tragen aber ein dichtes Daunenkleid, das Wasser saugt, weshalb sie noch lange im Neste bleiben müssen.

Die Pinguine sind Bewohner des Südlichen Eismeeres, die Alken oder Flügeltaucher bewohnen dagegen den hohen Norden. Sie sind zwar keine großen Flugkünstler mehr, aber sie können doch ungemein schnell nach einer Richtung hin fortfliegen. Es wird ihnen aber sehr schwer, sich vom Boden aus zu erheben. Sie lassen sich daher von einem Felsvorsprung aus herabfallen; auch können sie aus dem Wasser nur dann auffliegen, wenn sie über die Wasserfläche eine Zeitlang, mit den Flügeln schlagend, gelaufen sind. Es gibt von diesen Alken ungefähr dreißig Arten, die sämtlich das Nördliche Eismeer bewohnen. Die meisten von ihnen können noch leidlich fliegen, obwohl ihr ausgestorbener Verwandter, der Riesenalk, hierzu unfähig war.

Besser fliegen noch die Lummen, die ebenfalls den hohen Norden bewohnen. Eine Art ist sogar als ständiger Gast Helgolands bekannt. Es sind ganz vorzügliche Schwimmer und Taucher, die sich namentlich von kleinen, weichschaligen Krebsen nähren. Zur Brutzeit kommen sie ans Land und suchen sich möglichst unzugänglichen Stellen unter dem Felsgestein zur Ablage ihrer beiden Eier kleine Höhlen.

Ein seltsames Vogelgeschlecht ist auch das der Kormorane, das in vielen Arten fast in allen Weltteilen vorkommt. Es sind Vögel, die nicht ausschließlich alle das Meer bewohnen, sondern auch im Innern des Landes auf flachen Seen angetroffen werden. In China richtet man diese Vögel zum Fischfang ab. Sie halten sich auch in den Zoologischen Gärten sehr gut und haben dort für die Naturfreunde in ihren Bewegungen, ihrem Tun und Treiben viel Anziehendes.

Ein ganz anderes Bild bietet das Leben der Schwäne, die mit Ausnahme der Aequatorländer alle Gürtel der Erde, am häufigsten den gemäßigten und kalten der Nordhälfte bewohnen. Auch bei ihnen gibt es zahlreiche Arten, die ihr Nest aus zusammengetragenem Schilf und Zweigen bauen. Eigentümliche Vertreter dieses Vogelgeschlechts sind die schwarzhalsigen Schwäne, welche die Südspitze Amerikas bewohnen, und der Trauerschwan, dessen Heimat Australien und Tasmanien ist.

—⊙—

Hausboote

In der Zeit des Wohnungselends in Deutschland sind viele Familien froh, wenn sie überhaupt eine Unterkunft finden können. Der Zwang hat dazu geführt, daß viele Familien ihr dauerndes Heim haben aufschlagen müssen in Räumen oder an Orten, deren Benutzung als Wohnung vor dem Kriege polizeilich verboten worden war. Die Not hat erfinderisch gemacht und auf dem Gebiete des Wohnungswesens seltsame Blüten getrieben. Vielfach müssen in den Städten „Lauben“ als Notwohnung dienen; nicht selten auch „hausen“ dauernd ganze Familien sogar in alten Eisenbahnwagen oder auf alten Kähnen. Nicht der Not, sondern dem Ueberfluß verdanken eigenartige Wohnungen ihre Entstehung, die dem Amerikaner eine liebgewordene Einrichtung geworden sind. Es sind dies die schwimmenden Haushaltungen „auf Zeit“, die als solche freilich nicht so jungen Datums sind, wie die Bewohner der alten Welt oft annehmen. Vielfach hat die Flucht aus der Großstadt schon vor Jahrzehnten die wunderbarsten Reisearten und Erholungsstätten gezeitigt — nur der Komfort, ohne den nun mal der moderne Mensch nicht auskommen zu können glaubt, fehlte.

Aber die heutige vervollkommnete Technik hilft dem in früher ungeahnter Weise ab. Wer in Amerika Zeit, Geld und Wanderlust besitzt oder Erholung suchen muß, bezieht besonders gern ein Hausboot, das sich auf den Wellen irgend eines der vielen großen Ströme des Landes schaukelt. Vorzüglich sind es die Küstengewässer, die von ihnen zum Aufenthalt gewählt werden. Für die reichen Amerikaner ist es eine Lust, eine Zeitlang auf einem solchen leichten Fahrzeug unter den rauschenden Bäumen und im Lichte der südlichen Sonne zu leben. Vielfach vereinen sich mehrere Familien zu gemeinsamer Wirtschaftsführung. Das Hausboot ist groß genug, sowohl dem einzelnen bequeme Wohnräume zu bieten, als auch auf Deck eine angenehme Geselligkeit zu gestatten. Im übrigen sind die Reisenden ja nicht an das „Haus“ gebunden. Sie streifen in den Wäldern umher oder lagern auf den weiten Grasplätzen, die sich hinter diesen ausbreiten, mit nichts weiter beschäftigt als der Arbeit, sichs wohlsein lassen.

—⊡—

Der Szekler und sein Rucksack

In der Mittagsstunde eines heißen Sommertages verzehrte ein nach Kronstadt zum Wochenmarkt gekommener friedlicher Szekler sein aus trockenem Brot bestehendes Mittagsmahl im Schatten des Hauses eines sehr reichen sächsischen Bürgers. Aus den geöffneten Fenstern drang der Duft eines wundervollen Mittagsmahles. Der Szekler brummte vor sich hin: „Meiner Seel, dieser Geruch ist einen Marjas (5 Groschen) wert. So gut schmeckt mir mein Brot dabei.“

Dies hörte im Zimmer der Hausherr, kam heraus und forderte von dem Szekler den erwähnten Marjas. Der faßte die Sache als Scherz auf, lachte heftig darüber, doch der Sachse ließ nicht mit sich spaßen, nahm dem armen Burschen seinen Rucksack weg und drohte, ihn solange zu behalten, bis der Marjas bezahlt sei. Der Szekler geht zum Polizeichef, klagt, jedoch erfolglos. Er wendet sich bittend an den Magistrat, wird auch von diesem abgewiesen. Nun geht er nach Hause, packt Lebensmittel zusammen und geht geradewegs nach Wien. Beim Kaiser Franz I. erlangt er eine Audienz und bittet um Gerechtigkeit. Die Regierung beauftragt augenblicklich die siebenbürgische Landesverwaltung, die Sache zu untersuchen und zu schlichten, zu welchem Zweck diese wieder drei Untersuchungskommissäre unter Vorsitz eines Sekretärs ernennt. Aber diese Herren drehten und schraubten die Sache so lange hin und her, daß sich der Szekler gezwungen sah, nochmals nach Wien zu gehen. Der Kaiser wurde nun ärgerlich und erließ den strengen Befehl an die Verwaltung, die Sache binnen drei Wochen ihrer Erledigung zuzuführen. Der Szekler erhielt seinen Rucksack zurück und als Entschädigung für Unkosten und Mühe 2000 Gulden. Der Sekretär und sein Untersuchungsausschuß wurden zur Tragung der Kosten verurteilt, weil sie den Prozeß so lange verschleppt hatten, und blieben zeitlebens auf ein Drittel Gehaltsabzug.

w. gr.

—⊡—

Am Ausguck

25 Jahre Walpurgishalle.

Am 20. Juli dieses Jahres werden 25 Jahre verflossen sein, seitdem auf dem Hexentanzplatz im Harz die Walpurgishalle feierlich eröffnet wurde. Sie ist eine Schöpfung des phantasiebegabten Architekten Bernhard Sehring. Es ist eine kunstvolle, im heidnisch-germanischen Stil gehaltene Halle mit prächtigen Gemälden des Malers Hermann Henorich, in dessen Kopf die Idee entstanden ist. Ihn lockte die Aufgabe, den Sagenkreis, der den Brocken und den Hexentanzplatz umgibt, bildlich zu verkörpern, wie er in Goethes „Faust“ seine wunderbare poetische Wiedergabe gefunden hat.

„Die Hexen nach dem Blocksberg ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian ist obenauf.
Die alte Baubo kommt allein,
Sie reitet auf einem Mutterschwein.“

Mit diesen Versen schildert Goethe die Walpurgisnacht, die Nacht zum 1. Mai, in der nach altem Volksglauben die Hexen auf Besen, Ofenkrücken, Heugabeln und anderen anmutigen Flugzeugen in schauriger Mitternachtstunde durch die Luft nach der alten Opferstätte, dem Blocksberg reiten, um daselbst mit dem Teufel wilde Feste zu feiern. Bis auf den heutigen Tag haben sich diese Hexenfahrten erhalten. Wer in diesem Sommer den Harz besucht und im Anblick der wunderbaren Natur der Sagen gedenkt, die ihm bekannt waren, lange bevor sein Fuß die Stelle betrat, der wird auch die Walpurgishalle besuchen und hier trefflich gestaltet finden, was seinen Sinn bewegt.

Spanische Landwirtschaft.

Der mittelalterliche Zustand, der die Landwirte aus Sicherheitsgründen zum großen Teile zwang, innerhalb der Dörfer und selbst der Städte zu wohnen, hat sich in Spanien bis auf den heutigen Tag erhalten. Abgesehen von wenigen landwirtschaftlich-entwickelteren Gegenden, meist in der Nähe der großen Städte, hat der spanische Bauer keinen Bauernhof; wie vor Jahrhunderten lebt er noch heute im Dorf oder in der Stadt, um täglich zur Arbeit auf seine oft recht weit entfernten Aecker hinauszufahren. Es gibt keine wirklichen Bauerndörfer im deutschen Sinne, weder im Süden noch im Norden oder Kastilien. Der Bauer lebt in Gemeinden, größeren und kleineren. Ist er arm, so haust er proletariermäßig in den schlechtesten Vierteln; die Wohlhabenden unter den Landwirten verwalten ihre Güter von den großen Städten aus. Es ist nichts Außergewöhnliches, daß diese „Landwirte“ jahrein, jahraus — von flüchtigen Besuchen abgesehen, Hunderte von Kilometern von ihrem Besitz entfernt leben. Das für ein deutsches Bauerndorf Typische, — eine Gruppe von Häusern und Höfen, auf denen Landwirtschaft betrieben wird, und die zugleich Wohnstätten der Besitzer sind, mit der Molkerei und Brennerei oder sonstigen gewerblichen Betrieben, die die erzeugten landwirtschaftlichen Produkte verarbeiten — dieses echte Bauerndorf sucht man in Spanien vergeblich.

—gh.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: B. A. Sanß, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 28 — Mittwoch, 14. Juli — 1926

Unsere Heimat*)

Von Adolf Holst.

Die Welt ist wild, und die Welt ist so weit,
Voll Hader und Haß, voller Not und Neid.
Unfriede hier und Unfriede da,
und das Leben voll Bitternis fern und nah!
Ueberall und an allen Tagen
siehst du es hasten und fiebern und jagen,
hörst du es murren, hörst du es grollen,
als ob die Donner, die dumpfen, rollen,
als ob alle Unrast kein Ende nähme
und nimmer und nimmer zum Frieden käme.
Tage um Tage und Nacht um Nacht
ruh'loses Ringen um Mammon und Macht,
rastloser Kräfte fiebernder Flug:
Weiter, nur weiter! und nie genug!

Aber in all' dem Stürmen und Drängen,
mitten in all' den verworrenen Klängen,
die dir den Frieden der Seele beengen,
mitten in all' der betäubenden Glut
weiß ich ein Land,
und dem Land bin ich gut!

Geh' und nimm deinen Wanderstab,
wand're die Weite wohl auf und ab:
Wo in Silberbänden die Weser fließt,
Wo Wittekinds Odem herübergrüßt,
wo die Aecker warten, an Ernten schwer —
hebe die Augen, schaue umher:
Von der Burg am Strom bis zur Veste im Meer,
von der Stammesmarke zum Wilhelmstein,
herrliche Heimat schließt es mir ein!
Herd mir und Heimat, Glück, das ich fand,
Land meiner Liebe:
du Schaumburger Land!

Und ist es nur klein,
so ist es doch fein,
in deutschen Landen ein Edelstein!
Und schmiegt es sich schmal
aus Buchenbergen zur Aue im Tal —
Von der Alpen Firn zum Nordermeere,
keines kenn' ich, das besser wäre,
keines, das echter und reiner bewahrt
die alte, die echte, die Sachsenart!
Schwer und herbe, zäh' bis ins Mark,
aber getreu — und im Treusein stark!

Wo die Winde im Roggen wehn,
durch Blumen der Wiesen, da mußt du gehn,
und wo uns're stillen Schlösser stehn,
Wand'rer, hast du das Land gesehn?

Ich sah die Schlösser, ich sah die Hütten,
durch Saat und Ernte bin ich geschritten;
ich stand, wo grün Laub die Berge bekränzt,
wo der Möwe Silber im Seehauch glänzt,
in Heideroi rauscht ich bis über die Knie',
und der Wald war wie Gold, und der Brunst-
hirsch schrie!

Hochgekrönt mit dem Wodanszeichen
träumten die Höfe im Rauschen der Eichen;
und Dörfer sah ich in rauchender Ruh',
Blütenschnee deckte die Dächer mir zu,
aus buntem Gebälke der Giebel sprang,
und die Dönse war Lied, und die Deele klang!
Da jauchzte mein Herz und da lachte mein Mut:
Wohl dem, der hier in der Heimat ruht!

Und sahst du, Wand'rer, das Volk im Land?
den Bauer im Schmuck seiner Schwielenhand,
den Bergmann, der unter Tage gräbt
und die Schätze der Tiefe zum Lichte hebt,
das Salz, das unsere Aecker nährt,
die Speise der Flamme für Haus und Herd?
Ich sah den Pflüger im Morgenlicht
und die Faust, die die braune Scholle bricht,
seine Arbeit, die dampfte in Tau und Rauch,
und das Singen der Sensen, das hörte ich auch.
Ich sah den Häuer, der schafft und schürft,
den Fischer, der hungrige Netze wirft,
den Weber am Stuhl und den Jäger im Hag —
Und die Frauen im Lande, sahst du sie? sag'!
hast du im Rauschen der Aehren gestanden,
wenn sie die Felder zu Garben banden,
wenn die Mittage summten im Sommerton,
und die Röcke flammten wie Büschel Mohn?

Wo ich gewandert, wo ich gefahren,
war es wie Glanz mir von lichthellen Haaren,
bräutlicher Schönheit Kronen und Kranz,
Jungsein und Frohsein bei Arbeit und Tanz!
Aber am liebsten, am liebsten von allen
war mir das Wogen und Wandern und Wallen,
wenn der Sonntagmorgen buntfarbig im Zug
seine leuchtende Welle zum Altar schlug!
O Land voll Leuchten, voll Farbe und Pracht,
Volk voller Treue in Sitte und Tracht,
dem noch kein Grübler die Einfalt geraubt,
Volk, das noch betet, Volk, das noch glaubt!
Ich sah euch, ihr Alten, ich sah euch, ihr Jungen,
da hat mir mein Herz vor Freude gesungen,
da ging es wie Jauchzen durch Seele und Blut:
„Wohl dem, der hier in der Heimat ruht!“

In der Heimatruhn! O Wort so schön!
Das klingt wie Sterben und Auferstehn!
Nach all' dem Ringen, nach Kampf und Pein
in Heimaterde gebettet sein!
wenn die Linden rings um die Gräber weh'n
und der Heimat Glocken darüber gehn!

Manch' einer, ach! starb so bitterlich weit!
Er fuhr dahin in Sturm und Streit,
für die Heimat gab er sein Herz und Blut —
wer weiß, wo er blieb, wer weiß, wo er ruht?
In Frankreichs Wäldern? in Rußlands Schnee?
Im Sand der Wüste? im Schaum der See?
Der eine da, der andere hier —
und hatte doch einst seine Heimat wie wir!

Dess' wollen wir allzeit in Liebe gedenken
und ihnen Treue um Treue schenken.
Drum hoch über Alltag, ob Tau und Tal,
sei ihnen errichtet das Ehrenmal,
den deutschen Helden, den herrlichen allen,
die freudig und kühn für die Heimat gefallen.

Dann rauschen die Wälder zu ihrem Ruhm
bei Tag und Nacht um das Heiligtum,
und die Heimat grüßt sie mit Vogelchören —
und sie liegen und lauschen und lächeln u. hören,
in Frankreichs Wäldern, in Rußlands Schnee,
im Sand der Wüste, im Schaum der See,
und ist wie ein Wunder und Wiedersehn:
Heimat, o Heimat! wie bist du so schön!

*) Aus dem reich bebilderten, schmucken Heftchen, das der „Verein Reichsehrenmal Bückeburg-Rinteln, Geschäftsstelle Stadthaus Rinteln“ als Werbeschrift für die Errichtung des Reichsehrenmals in den Weserbergen herausgegeben. Beitrittserklärungen sind an die oben genannte Anschrift zu richten. Der Mindestbeitrag, mit dem die Mitgliedschaft erworben wird, beträgt 1.— M.

—⊡—

Waldgeheimnisse

Von Wilhelm Hochgreve.

Unerschöpflich ist die Natur, und jeder Gang, besonders in den Wald, stellt uns vor neue Rätselfragen. Ich lade den Leser ein, mich auf einem solchen Gange zu begleiten, wo wir Waldgeheimnisse sehen und deuten und Waldwunder bestaunen können.

Beim Betreten des Waldes, der hier ausgedehnter Kiefernforst ist, schallt an unser Ohr ein wirbelndes Trommeln. Wir schleichen uns in der Richtung, aus der das seltsame Geräusch kommt, vor und haben dank unserer vorsichtigen Annäherung das Glück, die Ursache festzustellen. Ein Schwarzspecht schlägt mit seinem kräftigen Schnabel äußerst schnell wiederholt an einen dürren Aststacken, der dadurch in Schwingungen versetzt wird und gegen den Schnabel des Vogels zurückschlägt. Dieses weithin hörbare und für das Ohr des Uneingeweihten zu den Geheimnissen der Waldesstimmen zählende Trommeln wird nur von den Männchen und meistens zur Paarungszeit ausgeführt. Auch der Grün-, der Grau- und die Buntspechte trommeln zur Balzzeit wie auch später, aber der Schwarzspecht ist der Meister. Daß dieser Vogel in dem von uns durchstreiften Walde noch anzutreffen ist, begrüßen wir mit lebhafter Freude. Wissen wir doch, daß die moderne Forstwirtschaft, die hohle Bäume und kränkelnde Waldriesen nicht duldet, neben Wiedehopf und Mandelkrähe auch den schwarzen Trommler mit der roten Haube in vielen deutschen Wäldern zu ganz seltenen Gästen gemacht hat.

Unser Auge gewahrt jetzt eine sonderbare botanische Erscheinung, die wir auf den ersten Blick hin ein kleines Naturwunder nennen dürfen. Zwei etwa sechzigjährige Kiefern, die eineinhalb Meter auseinanderstehen, schlank und astrein aufgeschossen, sind in ungefähr 14 Meter Höhe durch zwei starke Seitenäste eng verwachsen, so daß die beiden Bäume ein riesiges H bilden. Dieses nicht häufige, aber auch nicht allzu seltene kleine Naturwunder entstand auf folgende Weise. Beide Aeste wuchsen direkt aufeinander zu, bis sie sich berührten. Dann rieb der Wind sie einander wund, so daß die gegenseitigen Kambiumschichten in Berührung kamen und so die Aeste verschmolzen, ihre Spitzen allmählich abfielen. Da ihre Ernährung in keiner Weise beeinträchtigt war, konnten sie sich in der Dicke ungehemmt weiterentwickeln, und Rinde wie Jahresringe flossen ununterscheidbar zusammen.

Von diesem Verwachsen muß das Aneinanderwachsen von Bäumen unterschieden werden. Hierbei verschmelzen sich Rinde und Jahresringe nicht.

Wir wandern weiter und gelangen in einen gemischten Laubholzbestand. An verschiedenen Buchen und Eichen bemerken wir zum Teil lange und breit klaffende Risse, die der Laie gewöhnlich immer auf Blitzwirkung zurückführt. Diese Risse haben aber meistens eine andere Ursache.

Der Jäger, der in frostiger Winternacht im Schneehemde auf den Fuchs lauert, oder am vereisten Waldbach auf den Otter paßt, könnte meinen, daß Wilddiebe eine Nachtstreife durch sein Jagdgebiet unternehmen. Denn dem Flintenschuß täuschend ähnliche Knalle schallen wiederholt an sein Ohr. Aber der Waldgewohnte hat sich bald beruhigt; er weiß, daß jenes Krachen beim Entstehen der „Frostrisse“ hervorgerufen wird. Solche Frostrisse haben auch wir hier vor uns.

Der Frost ist für den Wald einer der schlimmsten Zerstörer. Er tötet mit seinem erstarrenden Hauch nicht nur ganze Samenpflanzungen, er vernichtet nicht nur Jungtriebe und Knospen, sondern er vermag auch den Baumriesen, der Stürmen, Gewittern und Sonnenglut und Hunderten von Schädlingen in der Tierwelt standgehalten hat, ins Leben zu treffen. Da der Vegetationsprozeß der Pflanzen auch im Winter eine gewisse Wärme entwickelt, die die Säfte im Umlauf erhält, ziehen sich bei hoher Kälte die Rinde und die unter ihr liegenden saftreicheren Gewebe des Baumes stärker zusammen als das trockenere und dichtere Kernholz, oder auch die Baumsäfte unter der Rinde erstarren zu Eis. Da dieses nun im Augenblicke seiner Bildung sich ausdehnt, so müssen

Erscheint täglich. Bezugspreis: ... Postscheckkonto ... Anzeigenpreis ... Geschäftsstelle ...

Nr. 163

Die ...

Unabhängige ...

in jedem der beiden Fälle die unelastischen Bedeckungen nachgeben, und es entsteht der die Rinde und das Holz oft bis zum Marke schlitzende Frostriß. Wären Holz und Rinde keine schlechte Wärmeleiter, würden nur wenige Bäume der Winterkälte standhalten können.

Auch rasche Erwärmung derartig angefrorener Bäume durch die Sonne bewirkt eine zum Reißen führende ungleiche Ausdehnung der Stammesschichten. Ein Frostriß bedeutet immer einen Waldschaden, denn die meistens nicht völlig vernarbenden Wunden sind bequeme Angriffsstellen für waldschädliche Insekten oder holzzerstörende Fäulnispilze. Der Wert eines solchen Stammes wird jedenfalls immer vermindert, mag auch die Natur in der Harzausschwitzung ein Schutzmittel ersonnen haben.

Blitzrisse, mit denen Frostrisse verwechselt werden können, sind im allgemeinen breiter und unregelmäßiger, häufig auch angekohlt. — Gegenüber der Tatsache, wonach der Frost die Lebenskraft hundert- und tausendjähriger Baumriesen erschüttern kann, erscheint es höchst wunderbar, daß ein kleiner Vogel sein Brutgeschäft in dieselbe Zeit verlegt, da jene Recken die größte Gefahr umlauert.

Wenn Igel, Dachs u. Siebenschläfer im Moos der Erd- oder Baumhöhle die bittere Winterzeit verschlafen, dann baut der Kreuzschnabel im dichten Geäst der verschneiten Fichte sein Nest. Er nistet auch zu anderen Jahreszeiten, aber gleichwohl halten Schnee und Frost ihn nicht ab, auch im Dezember oder Januar für die Fortpflanzung seines Zigeunergeschlechtes zu sorgen. Sein aus feinen Reisern, Grashalmen, Moosen, Flechten und Federchen ziemlich kunstvoll erbautes Nest schützt die junge Brut gegen des strengsten Winters Unbilden. Das gut angelegte Nest jedoch ist nicht die erste Vorbedingung, die für diese Winterbrut erfüllt sein muß. Die Ernährung mit den ölhaltigen Samen der Koniferen, von deren Gedeihen der Kreuzschnabel auch seinen Aufenthalt abhängig macht, steigert die Körperwärme des Vogels so weit, daß er dem rauhesten Bergwinter Widerstand zu leisten und um diese Zeit zu nisten vermag.

Der Kreuzschnabel ist Strichvogel von Sibirien bis an das Mittelmeer. Er liebt die Nadelholzberge und ist wohl deshalb weniger bekannt. Der Bergwanderer aber kann das muntere, sagenumsponnene Tierchen in der Morgenfrühe am Tannenzapfen hängen sehen, und auch über der Tür fast jedes Bergmanns- und Hirtenhäuschens zeigt der immer lebendige Vogel im Käfig schnalzend seine Kletterkunst.

Nach diesem kurzen Abstecher in den Bergwald setzen wir unsern Gang fort. Ein undurchdringliches Dickicht von Brombeerranken, Waldhimbeeren, Wildrosenbüschen, Holunder, Weißdornen, Heidelbeersträuchern und Schlehen hemmt unsere Schritte. Der am Rande dieses wilden Gebüsches vorbeiführende und in ein Felsenloch einmündende Wildpaß gibt uns Aufklärung über diese nicht alltägliche Pflanzenwildnis. Wir erkennen in dem Passe die Abdrücke der langen Grabklauen des Dachses. Der Dachs hat dieses Buschwerk angepflanzt, indem er hier sein Exkremente, die „Losung" abzugeben pflegte, mit denen reichlich unverdaute Samen seiner Pflanzennahrung auf engem Raume ausgesät wurden. Auf diese Weise entstehen viele Pflanzensiedlungen durch die Losungen von Säugetieren und Vögeln, ja selbst von Fischen. Viele Samen widerstehen der Verdauung im Tiermagen, oder aber auch ihre Schale wird durch jene gelockert und die Keimfähigkeit auf diese Weise erhöht. Der Kot, in dem sie auf den Erdboden gelangen, dient als Düngung. Auch versteckten gesättigte Ameisen, Eichhörnchen, Kleiber, Spechte, Stare, Elstern, Häher, Meisen, Drosseln und andere manche Eichel oder Buchel und andere Früchte wie Kerne in Erdlöchern, Baumhöhlen, Felsenspalten, unter Moos und anderswo, um sie später zu verzehren. Sehr oft finden sie ihre Verstecke nicht wieder; oder sie vergessen sie über anderm Futter. Infolgedessen können ganze Anpflanzungen auf die Einfälle von Vögeln zurückgeführt werden. Manche Tiere verschleppen in ihrem Balge klebrige Pflänzchen oder andere Samen, wie z. B. Bildenten die Teichlinsen, und sorgen so für deren Verbreitung.

Die Mistel, eine typische Schmarotzerpflanze, wird durch die nach ihr benannte Misteldrossel (oder durch andere Drosseln) auf Baumäste verpflanzt. Die einen sagen, durch die Exkremente, andere behaupten, die Drosseln speien die Mistelsamen aus dem Kropfe als Gewölle aus. Wer von dieser stillen Tätigkeit der Tiere in der Pflanzenverbreitung noch nichts gehört hat, muß erstaunt sein, wenn er zum ersten Male erfährt, daß die Tiere als Pflanzer eine bedeutende Rolle spielen, die in gewissen Fällen sogar kulturgeschichtlichen Wert hat. Es steht z. B. fest, daß die Verbreitung des Weinstocks der Tätigkeit der Vögel mit zu danken ist.

Auf der vor kurzem gemähten Waldwiese, die wir auf unserem Heimwege berühren, sehen wir verschiedene Ringe und auch Schlangenlinien. Der der Natur in so vielen Fragen achtlos gegenüberstehende Stadtmensch schüttelt dazu das mit anderem Kram überfüllte Haupt, und das abergläubische „Kind" aus dem Volke spricht hier von „Hexenringen". Wir geben zu, daß die Erscheinung nicht alltäglich ist, betonen aber, daß die meisten aller Wanderer durch unsere deutschen Bergwälder sie schon sahen und nur nicht weiter darauf achteten. Was wir hier sehen, sind kreisförmig oder selterner in Schlangenlinien wandernde Gräser, die von ihrer Umgebung durch größere Höhe und dunklere Färbung abstechen. Dieses reichere Wachstum danken sie der natürlichen Düngung durch stickstoffhaltige Schwämme. In der Hauptsache kommt der Blätterschwamm in Frage, ferner der Stoppelschwamm, Ziegenbart, Champignon und auch der Bovist. Damit ist eine Naturerscheinung erklärt, die übrigens auch die Phantasie anderer Völker beschäftigte. So nennt der englische Volksmund unseren Hexenring „Feenring", der Franzose „Zauberring", der Italiener genau so, nämlich „Circolo magico". Am häufigsten ist die Erscheinung an sanft absteigenden Bergwiesen.

—⊙—

Seltene Erscheinungen bei Regenbogen

Zu Schillers Zeiten galt der Mondregenbogen noch als ein ganz absonderliches Naturschauspiel. „Ein Exempel ohne Exempel" nennt es Scheuchzer in seiner „Naturgeschichte des Schweizerlandes" und kann sich vor Erstaunen nicht fassen über diese Erscheinung, die man am 31. Oktober 1705 zum ersten Male über dem Vierwaldstädtersee gesehen hatte. Sie gab dem Dichter des „Tell" Veranlassung zu den bekannten Worten: „Das ist ein seltsam wundersames Zeichen! Es leben viele, die das nicht gesehn." Und er selbst mag wohl auch zu den letzteren gehört haben. Allerdings soll der damalige Mondregenbogen ein doppelter gewesen sein und der innere besonders intensive Farben gezeigt haben, was im allgemeinen selten ist. Gewöhnlich zeichnet sich ja der Mondregenbogen nur als ein bleiches Gebilde von weißgrauer Färbung vor dem dunklen Hintergrund ab, und die sieben prismatischen Farben erscheinen nur schwach darin angedeutet. Wenn nun auch der Mondregenbogen seit seiner häufigeren Beobachtung nicht mehr zu den besonders auffallenden Himmelserscheinungen zählt, so hat man dagegen bei den gewöhnlichen am Tage gebildeten Regenbogen in den letzten Jahren wiederholt neue und merkwürdige Beobachtungen gemacht. So erschien über München in den Abendstunden ein Regenbogen, der die Eigentümlichkeit aufwies, daß die Fläche innerhalb des Bogens in einem wunderbar rosigen Lichte erstrahlte, welches sich prachtvoll gegen den blaugrauen Hintergrund abhob. Während der Kriegsjahre sah man ebenda auch wieder einmal die seltene Naturerscheinung, daß ein Sonnenring in den Regenbogenfarben erstrahlte, was der Volksmund als Zeichen bevorstehenden Wetterumschlags betrachtet. Noch merkwürdiger war ein Himmelsschauspiel, das sich vor einigen Jahren bot. Zwei große ringförmige Regenbogen umgaben in den Nachmittagsstunden die Sonne, im Innern der Ringe aber standen rechts und links von der Sonne zwei leuchtende Nebensonnen, während die beiden Kreise oberhalb der Sonne von zwei entgegengesetzten Kreissektoren berührt wurden, die in leuchtenden Regenbogenfarben schimmerten. Einen dersonderbarsten Mondregenbogen dagegen nahm man in der Pfalz bei Germersheim wahr. In den Farben gelb, rot und grün leuchtend, zeigte er nur ein Drittel der gewöhnlichen Krümmung, endete daher im Firmament und ragte wie ein Schweif aus der Erde in dieses hinein.

Wch.

—⊙—

Die Quellenstadt Sichem

Von Dr. H. Hammer.

Sichem ist wieder bekannter geworden, seit Professor Sellin hier die Ausgrabungen der Vorkriegszeit mit großem Erfolge aufgenommen hat. An sich handelt es sich freilich nicht unmittelbar um Sichem, das heute Nabulus heißt. Die eigentlichen Grabungen werden in dem Dorfe Balata ausgeführt, in das schon uralte christliche Tradition und samaritische Ueberlieferung die „Eiche" von Sichem verlegt haben. Ganz in der Nähe liegt der Jakobsbrunnen, an dem Jesus das berühmte Gespräch mit der Samariterin hatte, und im Hintergrunde erhebt sich der wuchtige Berg Garizim, bis zu dessen Hang sich eine schimmernde Reitstraße für Eselskarawanen hinzieht.

Unten zur linken Seite der Straße, ehe wir in Sichem einbogen, ließ englische Kavallerie ihre Gäule Hindernisse nehmen. Ein Eseltreiber vor uns war so entzückt von diesem Anblick, daß er die Warnungszeichen des Autos überhörte und mit seinem Esel um ein Haar unter unsere Räder kam. Wir fuhren über einen Steinhaufen in ein Gerstenfeld hinein und waren nicht wenig erschrocken über diesen kleinen Abstecher, da wir uns die Begrüßung des alten Sichem und das Einfahren in seine Tore doch anders gedacht hatten als mit verbogenen Schutzblechen.

Sichem ist ganz an einem Steilhange gelegen. Es war früher ein Hauptort in Samaria und ein Wallfahrtsort für die Besucher des Garizim, auf dem der fromme Samariter betete wie der Jude in Jerusalem. Daß hier eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen lockt, erklärt sich schon aus der geographischen Lage. Wahrscheinlich werden die Ausgrabungen, die von dem deutschen Professor geleitet und von holländischen Gelehrten unterstützt werden, zu guten Ergebnissen führen. Die Forscher sprachen sich sehr hoffnungsvoll aus. Die Ausgrabungen sollen im Juli und August mit erhöhtem Nachdruck fortgesetzt werden.

Mit Wohlbehagen wandelt man durch die Straßen von Sichem, die reinlich und immer frisch besprengt sind. Mehr als 80 Brunnen mit fließendem Wasser zählt die Stadt. Ueberall sind Quellen, die ihr klares Wasser heraussprudeln.

Die große Bedeutung des Quellwassers für diese Gegend läßt sich kaum beschreiben. Tagelang fährt man im Lande herum und findet fades, abgestandenes Zisternenwasser, das auch dadurch nicht besser wird, daß man Kognak hineingießt. Im allgemeinen wird dem Reisenden Limonade angeboten, die mit Sacharin gesüßt ist und bei der hohen Temperatur einen höchst unangenehmen Geschmack im Munde zurückläßt. Man hat es fast verlernt, daran zu glauben, daß es noch naturkühles Wasser gibt, das nicht erst mit Kunsteis durchsetzt zu werden braucht. Die Eingeborenen trinken aus Tümpeln Wasser, das in Deutschland kaum das Vieh nehmen würde; merkwürdigerweise schadet es ihnen nichts, während der Fremde sofort daran erkranken würde. In Jerusalem selbst ist das Wasser so knapp, daß es zeitweilig gekauft werden muß. Man zahlt gern in heißen Sommern für einen Eimer Wasser ein paar Mark, wenn es nur gut ist. An Duschen oder an sonstige Körperpflege kann der einfache Mann im allgemeinen nicht denken. Sorglich wird sogar das Waschwasser aufgehoben, damit es sich absetzt und klärt. Das ganze durstende Land scheint in der heißen Sonne verschmachten zu wollen; man hat immer nur den einen Gedanken: wenn es hier genug Wasser gäbe, entstünde ein Paradies.

Und tatsächlich ist es so. Man sieht es in Sichem. Diese rauschenden Brunnen vollbringen Wunder der Fruchtbarkeit. Grüne Felder dehnen sich ringsum. Baumwolle wächst; herrliche Oliven tragen reiche Frucht. Durch Berieselung und geschickte Zuleitung des Wassers werden auch entfernte Aecker meliorisiert. An sich ist der Boden steinig; es liegen nur stellenweise fruchtbare Ackerstücke mit brauner Erde wie Inseln in die Steine eingebettet, aber dort gedeiht die Gerste in großer Üppigkeit. Herrliche Orangen- und Zitronenplantagen schießen empor; es würde alles noch besser gedeihen, wenn es nicht an einer sachgemäßen Behandlung des Bodens fehlte. Hier läßt sich noch manches verbessern; und hier bieten sich wohl auch für auswanderungslustige deutsche Landwirte in Zusammenarbeit mit dem deutschen Konsulat in Jerusalem Ansiedlungsmöglichkeiten. Die Vorbedingungen dazu dürften nach genauerer Prüfung nicht ungünstig sein.

Immer wieder diese herrlichen Quellen! Sie sind ummauert und blinken und blitzen in dem weißen Mittageslicht. Sie allein schon könnten mich bestimmen, wochenlang in diesem Sichem zu bleiben, während mich sonst keine Stadt Palästinas bisher zu längerem Aufenthalt gereizt hat. In Muße schlendert man durch die mächtigen Wölbungen der Bazare, verfolgt von einem Haufen brauner Kinder, die alle den Führer spielen wollen. Hier ein Blick in einen Karawanenhof, der wie eine Burg rund im Kreise herum gemauert ist, in der Mitte ein tiefer Brunnen, dort Warenlager von Baumwolle, deren Handel Sichem berühmt gemacht hat. In mächtigen Ballen wird sie zusammengeschnürt und auf dem Rücken der Kamele fortgebracht. Es rauschen die Bäume am Marktplatz, über den ein Wasserträger hingeht und aus dem Wasserschlauch einen breiten Silberstrahl schießen läßt. Immer wieder steigt er zu dem Brunnen hinab, um mit dem Wasser den rasch entstehenden Staub zu löschen. Die Samariterinnen, nur zum Teil verschleiert, lassen sich nicht ungern photographieren, aber sie wollen ein Geschenk dafür; sogar der Schmied, der auf der Straße gerade sein Pferd beschlägt, läßt ab von seinem Beginnen, wischt sich die rußbraune Hand am Schurzfell blank und hält sie uns entgegen. Er achtet sein Bild für wertvoll genug, um es bezahlt zu bekommen. Wir geben ihm eine kleine Münze; er lächelt ungläubig: so wenig soll er wert sein? Dann wendet er sich kopfschüttelnd ab, greift wieder zu seinem Hammer und schlägt die volle Eisenplatte mit den 8 oder 10 Nägeln unter den Huf des Tieres. Aus dem Rhythmus der Schläge hört man seinen Aerger heraus, aber nun erst gibt er für uns ein brauchbares Modell ab. Noch lange hört man sein unwilliges Geschrei in den schallenden Straßen.

Unseren Feldgrauen im Kreise war Sichem besonders als Seifenstadt geschätzt. Duftende von Seifensiedereien bestanden früher hier. Der Export nach Aegypten scheint etwas zurückgegangen zu sein; auch hier sprach man allgemein von einer Absatzkrise. Und doch herrschte eine starke Fabrikation in dem Betriebe, den wir zufällig sehen konnten.

Ein junger französisch sprechender Türke führte uns auf unser Bitten in die Fabrik seines Vaters und zeigte uns dort die mächtigen Behälter mit dem klaren Olivenöl, das in aller Vollwertigkeit verarbeitet wird. Zum Zeichen, daß die Seife nur aus besten Stoffen hergestellt wird, bissen die Arbeiter in einige Stücke hinein und aßen davon. Die Seife roch nach reinem Oel und gab außerordentlich starken Schaum. Wir hörten, daß sie in Kairo mit gutem Parfüm versetzt die beste französische Seife ergibt, die in der Welt angepriesen wird.

Der freundliche Türke, der die deutsche Sprache zwar nicht beherrschte, aber sehr deutschenfreundlich war, gab uns runde, bunte Seifenkugeln mit, in die als Verzierungen Herzen, Halbmonde und Sterne eingelassen waren. Oben in seinem Büro ließ er uns Fruchtlimonade bringen, die man hier in Sichem nirgends kaufen konnte. Das kalte Wasser war noch durch Eis gekühlt und mit dem Saft von Apfelsinen und Zitronen angesüßt durchsetzt. Wir dankten ihm dafür, daß er uns keinen Kaffee hatte bringen lassen, den man sonst nicht umgehen kann. Er glaubte mit diesem Zitronenwasser unseren Nationalgeschmack getroffen zu haben und wunderte sich ein wenig darüber, daß man Deutschland im allgemeinen nicht ein Limonadenland nennen dürfe. Er gab uns gern Auskunft über die Höhe seines Exports und die Verbesserungsmöglichkeiten in der Bewirtschaftung des Bodens. Wir sind als Fremde von ihm geschieden und wissen, daß er jetzt Deutschland in manchen Dingen wohl anders und richtiger beurteilen wird.

Der Garizim schaut in alle Winkel und Gassen von Sichem herab. Ueber seinem mächtigen flachen Scheitel stand gerade die Sonne, als wir in das Café zurückkehrten, in dem ich mich behaglich niedersetzte, um vor der Abfahrt noch ein paar Worte über diese herrliche, quellenrauschende Landstadt zu schreiben.

—⊙—

Seereisen

Von Dr. H. Günther.

Seit altersher bilden Seereisen bei den Engländern ein beliebtes Heilmittel; die Reinheit der Luft, die Gleichmäßigkeit der Temperatur, die Fülle von Licht und die belebenden Seewinde gelten als die wirksamen Heilfaktoren der Seeluft, die nur unmittelbar auf Seereisen vollkommen ausgenutzt werden können. Auch in Deutschland beginnt sich die Erkenntnis von der Heilkraft der Seereisen Eingang zu verschaffen.

In erster Linie sind es die ständigen passiven Bewegungen auf der Seereise, die den gesamten Blutumlauf günstig beeinflussen. Wie das Fahren im Wagen anregend wirkt, so auch die Bewegung des Schiffes bei ruhigem Meer. Beim Stehen auf dem Verdeck findet dies in noch höherem Maße statt als beim Liegen, und ist dann mit einer Art aktiver Bewegung verbunden, die durch die Anstrengungen, sich aufrechtzuerhalten, erzeugt wird. Weitere Heilfaktoren auf Seereisen sind die Abwesenheit von Ueberanstrengung, die geistige Ruhe und die Besserung der Ernährungsverhältnisse.

Demgegenüber muß aber die Gefahr der Seekrankheit berücksichtigt werden, die nur zu leicht jeden Erfolg einer Seereise illusorisch macht. Leider gibt es gegen diese Krankheit kein sicheres Mittel.

Zur Nacht

Durch Nacht und Fernen hallt ein dunkler Sang;
Das sind die Wälder meines Heimattals . . .
Da brennen tausend Feuer in mir auf
Wie in dem Eisenleibe eines Baals.

Und meine Sehnsucht loht in weite Nacht
Gleich Frühlingssturm, der aus Südland weht,
Bis sie an einem Bergeshang der Mark
Im Duft der frischgebrochenen Schollen steht.

Und Wiesen rings und Acker und der Wald
Steh'n wartend in dem blauen Licht der Nacht,
Da ist in tiefstem Wurzelgrund ein Drang
Aufquellend bis zum Wipfel aufgewacht.

Ich stell' mich in die Schollen tief hinein,
Barthäuptig wie ein Beter am Altar:
Nun, Erde, Gnade mir, nun Frühlingssturm
Reiß ab, was morsch und brüchig in mir war.

Hier steh ich fest in meiner Heimat Grund;
Kopf hoch, den Blick zum gold'nen Sternenzelt,
Und Erd- und Himmelsfeuer brennen rein
In mir das Bild der Heimat und der Welt.

Wilhelm Lennemann.

Was die Wahl des Schiffes und der Kabine betrifft, so kann eine wohlgeplante Seereise durch ein schlechtes Schiff und durch eine enge dunkle Kabine gänzlich fehlschlagen. In Betracht kommen Holz- oder Eisenschiffe, Segel- oder Dampfschiffe. Die Eisenschiffe sind heißer in den Tropen und kälter in den kalten Regionen als die Holzschiffe, sie sind aber leichter rein zu halten und besser zu desinfizieren und vor dem durch Zersetzung des Leckwassers erzeugten üblen Geruch zu schützen. Bei dem Unterschied der Seereisen auf Segel- und Dampfschiffen hat man vor allem zu berücksichtigen, daß bei ersteren die Dauer der Reise länger und nicht genau berechenbar ist. Vorteile von Segelschiffen sind die gänzliche Abwesenheit des Geräusches und des Geruches der Dampfmaschinen, das Fehlen der Eigenvibration des Schiffes und die größere Sanftheit der Bewegungen der Segelschiffe. Auch ist der Uebergang der Temperatur von den kälteren Graden zur Hitze der Tropen und umgekehrt wegen der geringeren Fahrgeschwindigkeit des Segelschiffes allmählicher. Andererseits besteht bei Segelschiffen die Gefahr, daß bei Reisen durch die Tropen in der heißen Zone Windstille eintritt und dadurch der Aufenthalt in dem feuchtheißen Klima bedeutend verlängert wird.

Je nach dem krankhaften Zustand, nach der Konstitution des Kranken, nach der Jahreszeit und nach den Gesdmitteln des Kranken sind die Routen für die Reisen verschieden zu wählen. Ueberhaupt geeignet für Seereisen sind nur solche Kranke, die eine gute Konstitution haben und über ein gewisses Maß von Widerstandsfähigkeit verfügen; nicht zu empfehlen sind Seereisen für solche, die bei jeder leichten Störung gleich fiebern, die an Herzfehlern oder an vorgeschrittener Lungentuberkulose leiden, dagegen bewähren sich Seereisen bei Lungenleidenden mit kräftiger Konstitution im ersten Stadium der Krankheit. Die Reisen nach Australien und Neuseeland um das Kap der guten Hoffnung bieten für diese die passendsten Verhältnisse, die Routen über Gibraltar, Genua, Port Said, Suezkanal durch das Rote Meer nach Kolombo und von dort nach Adelaide sind für Tuberkulose wegen der großen Wärme im Roten Meer und der bedeutenden Temperaturwechsel auf der Reise weniger zu empfehlen, während die Route um das Kap der guten Hoffnung mit einem mehr allmählichen Uebergang der Temperaturen verbunden ist.

Die Reisen nach Ostindien, China und Japan sind hauptsächlich für Patienten geeignet, die heißes Wetter gut vertragen und auch durch starke Temperaturwechsel nicht besonders angegriffen werden; für Tuberkulose ist diese Reise oft nachteilig, dagegen sehr wohltätig für viele, die während der Wintermonate in der gemäßigten Zone an Katarrhen und Rheumatismus leiden.

Eine andere Kategorie von Patienten, die Nutzen von einer Seereise haben, sind die Nervösen. Personen, die durch schwere Familienverluste physisch herabgedrückt sind und sich nicht erholen können, oder die durch beunruhigende Geschäftsverhältnisse ängstlich und schlaflos geworden sind oder die sich überarbeitet haben und geistig zusammenbrechen, alle diese erholen sich auf Seereisen in der ausgezeichnetsten eWise. Für die angeführte Klasse von Leidenden empfehlen sich besonders die Reisen nach Madeira und den Kanarischen Inseln. Sie wirken auf die meisten wie ein Zauber, namentlich wenn die kurze Seereise mit einem längeren Aufenthalt und mit Herumreisen auf den herrlichen Inseln in Verbindung gebracht wird. Diese Reisen sind auch sehr wohltuend am Ende der Rekonvaleszenz nach akuten Krankheiten, wie Influenza, Lungenentzündung usw. Ebenso empfehlen sich während der kälteren Monate die Seefahrten nach und im Mittelmeer und während des Sommers die Touren in der Nord- und Ostsee; beide wirken meistens günstig auf Appetit, Schlaf und Allgemeinbefinden.

Für die Lebensweise würde es sich empfehlen, folgende Regeln zu beachten: Man soll früh aufstehen, ein Bad nehmen oder eine nasse Abreibung machen, den ganzen Tag auf dem Verdeck zubringen und sich stets warm kleiden, selbst in der heißen Zone; denn es ist ein großer Irrtum, wenn man meint, daß man sich auf der See nicht erkälten kann. Man muß sich so viel körperliche Bewegung machen, wie der Gesundheitszustand und die Witterungsverhältnisse erlauben; der Reisende muß sowohl in bezug auf geistige Getränke wie auf Essen mäßig sein, für regelmäßige Verdauung sorgen und im übrigen auf jede Weise Frohsinn bei sich und bei seiner Umgebung zu fördern suchen.

Gewiß wird es in dem verarmten Deutschland zurzeit nur wenige geben, die sich im Falle einer Erkrankung eine Seereise in der erwähnten zum Teil großen Ausdehnung leisten können. Aber der längere Aufenthalt in Bädern und Heilanstalten ist oft auch nicht viel billiger als eine Fahrt auf dem Meere.

—⊙—

Zahlen aus dem Bienenstaat

Von Professor Dr. Wolff-Eberswalde.

Von der Bewohnerzahl eines Bienenstockes werden viele Naturbeobachter eine annähernd richtige Vorstellung haben, weniger von der Arbeitsleistung der emsigen Honigfabrikanten.

10 000 Bienen wiegen rund zwei Kilogramm. Eine gute Königin legt täglich 1500 bis 2000 Eier und erzeugt so ein Arbeiterinnenheer für die Haupttrachtzeit, das aus 50 000 bis 60 000 Arbeitsbienen besteht und fünf bis sechs Kilogramm wiegt.

Das Durchschnittsgewicht einer Honigbiene wäre also ein Zehntelgramm. Das Gewicht einer Biene kann geringer (0,06 Gramm) aber auch erheblich größer sein (0,23 Gramm). Regelmäßig sind die Schwarmbienen schwerer, weil ihre Honigblase ja gefüllt ist. So rechnet der Imker, daß 9000 Schwarmbienen ein Kilogramm wiegen. Die Honigblase der Biene vermag zwanzig Tausendstelgramm Honig zu fassen. Der Inhalt von 50 Honigblasen würde also ein Gramm wiegen. Ein Kilogramm Honig erfordert die Füllung von 50 000 Honigblasen.

Schön, wird der Leser sagen, daraus erfahre ich noch immer nicht viel über die Arbeitsleistung! Nun, wir wollen ihm sogleich mit einigen Zahlen darüber aufwarten. Jedermann weiß, daß der Honig aus dem Nektar entsteht, den die Bienen aus Blüten (wenn wir vom sogenannten Tannenhonig absehen) holen. Nektar ist aber noch kein Honig. Zu dem aufgenommenen Süßsaft tritt außer gewissen Eiweißstoffen der saure Speichel der Schlundrüsen, der den Rohrzucker des Nektars in den leichtverdaulichen „Invertzucker" verwandelt. Ferner wird ihm noch in der Honigblase (erst recht später in den offenen Zellen) Wasser entzogen. Es erfolgt also eine Eindickung des Honigs.

Unter Berücksichtigung dieser Tatsachen hat man geschätzt, daß die Bienen etwa siebeneinhalb Millionen Rotkleeblüten, 5 Millionen Esparsetteblüten und 2 Millionen Akazienblüten besuchen müssen, um ein Kilogramm Honig zusammenzubringen. Ueber 14 Millionen Blütenbesuche also! Eine Rotkleeblüte sondert ja auch noch kein Tausendstelgramm (durchschnittlich nur 0,000793 Gramm) Nektar ab!

Wieviel Blütenbesuche kann wohl eine Biene ausführen? Man rechnet, daß sie es in zehnstündiger Arbeit auf 7000 Besuche bringen mag. Wenn alle Besuche erfolgreich sein würden, müßten mehr als zweitausend Bienen auf Sammelreise ausfliegen, um in zehnstündiger rastloser Arbeit ein Kilogramm Honig zusammenzubringen. Das würde aber natürlich nur unter ungewöhnlich günstigen Verhältnissen möglich sein. In Wirklichkeit sind mehr Arbeiterinnen an einer derartigen Zehnstundenleistung beteiligt.